

EINE FRAGE HAB ICH NOCH ... FOTOGRAFIERT VON CELIA LÄNGLE

Was nun?



DIE SERIE «EINE FRAGE HAB ICH NOCH ...» ENTSTAND IN ZUSAMMENARBEIT MIT STUDENTINNEN DER F+F SCHULE FÜR KUNST UND DESIGN IN ZÜRICH IM RAHMEN DES VON ZOE TEMPEST GELEITETEN PROJEKTS «REDAKTIONELLE FOTOGRAFIE». DIE STUDENTINNEN WARFEN EINE FRAGE AUF, DIE SIE DANN IN EINEM BILD ZU BEANTWORTEN VERSUCHTEN.

VON OBEN HERAB

Bürgengesellschaft

STEFAN GÄRTNER über den Verlust der Hochseeflotte

Einer der vielen Gründe, warum ich diese Kolumne so gern habe, ist, dass ich immer wieder Neues lerne. Ich könnte jetzt fragen: Hätten Sies gewusst? Aber als Eingeborene wussten Sie es eh: dass die Schweiz eine Hochseehandelsflotte hat, im Zweiten Weltkrieg angeschafft, um das Land auch in Krisenzeiten mit Unverzichtbarem aus Übersee zu versorgen.

Da bin ich so baff, dass mir nicht einmal gute Witze dazu einfallen; der «beste» wäre noch «Meuterei auf der Kägi Fret», aber da müssen Sie jetzt schon es bitzeli drüber nachdenken, was Witzen ja meist abträglich ist. Worüber ich viel weniger baff bin, ist der Umstand, dass Bundesbern für die Hochseeflotte bürgt und neuerdings auf 215 Millionen Franken so sitzenbleibt wie der Klabautermann nach Feierabend auf dem Achterdeck. Denn die Konkurrenz auf den Meeren ist hart, und so haben sich zuletzt dreizehn Schweizer Schiffe als wirtschaftlich «nicht tragfähig» (Schweizerische Depeschagentur) erwiesen, und zwar recht überraschend, wie Wirtschaftsminister Schneider-Ammann via Radio SRF einräumte: Er habe eigentlich angenommen, es sei alles in Ordnung.

Aber so ist das, wenn man bürgt: Man steht für eine Sache ein, ohne bei der Sache mitreden zu dürfen, ja überhaupt durchzublicken. Nun mussten die Schiffe weg; aber wer bürgt, verkauft ja nicht, und wer verkauft, hat nicht gebürgt und muss nicht unbedingt darauf sehen, dass er gut verkauft. Weshalb die SDA zusammenfassen kann: «In einer Mitteilung des Wirtschaftsdepartements ist von einem «schwierigen und verlustreichen Verkaufsprozess» die Rede. Offenbar konnte der Bund als Bürge die Verhandlungen nur beschränkt beeinflussen.» Offenbar. «Auch das Verhältnis zum Eigner der verkauften Schiffe war alles andere als harmonisch, wie aus der Botschaft ans Parlament hervorgeht. Dieser sei nicht bereit gewesen, die vom Bund geforderte wirtschaftlich nachhaltige Sanierung umzusetzen, heisst es darin.» Kein Mensch muss müssen, nur der Bürge muss, nämlich zahlen. «Eine Sanierung scheiterte auch an Konflikten zwischen dem Eigner und der Geschäftsleitung», und die Eidgenossenschaft als Bürge war nicht einmal recht Zuschauerin bei einem Konflikt, der sie reichlich 200 Millionen kostet. «All das führte schliesslich dazu, dass die Schiffe unter hohem

Druck und zu einem ungünstigen Zeitpunkt verkauft werden mussten.» Und mit viel mehr Verlust als angenommen.

So kann es gehen, jedenfalls wenn es nach dem Lehrbuch geht, das bekanntlich vorsieht, dass Gewinne privat bleiben und für Verluste eine Allgemeinheit da ist, die bei der Gewinn- und Verlustrechnung zwar nicht mitmachen darf, aber dankbar sein muss, dass unsere Unternehmen, ob nun auf den Meeren, bei der Energieversorgung oder im Finanzsektor, so unermüdlich fürs Volkwohl eintreten. Ein Service, dessen Risiken zu versichern nicht weniger als eine Selbstverständlichkeit ist; schliesslich wollen Staat und Gesellschaft ja was vom Unternehmen und nicht umgekehrt, und wenn Bern glaubt, es brauche eine Handelsflotte, dann soll Bern auch für seine Handelsflotte zahlen.

Falls es nicht so ist, dass die Unternehmen eine Handelsflotte brauchen, so wie die Reederei ihre Seeleute braucht, ohne dass die Seeleute deshalb am längeren Hebel sassen und nicht allzeit die Dummen wären. Ich lerne, siehe oben, sehr gern nie aus, aber warum diese Ordnung die beste aller möglichen ist, das lerne ich wohl nicht mehr.



Stefan Gärtner (BRD) war Redaktor bei der «Titanic» und ist heute Schriftsteller und «linksradikaler Satiriker» («Die Zeit»). An dieser Stelle nimmt er das Geschehen in der Schweiz unter die Lupe.

WOZ NEWS



Sportdramatische

«Ein weiterer Dolchstoss ins Herz. Eine weitere Kerbe an der Mauer der Niederlagen eines europäischen Gefängnisses, die zu sagen scheint: lebenslänglich», schrieb die «Gazzetta dello Sport» gemäss Schweizerischer Depeschagentur nach der Champions-League-Finalniederlage von Juventus Turin gegen Real Madrid. Bei aller gebotenen Distanz zum Fussballzirkus kommt uns ein solches europäisches Gefängnis durchaus attraktiv vor. Fragt sich höchstens, ob ein südamerikanisches oder afrikanisches Fussballgefängnis schlimmer oder besser wäre. Sicher ist nur: Mit solcher Bildsprache ist garantiert kein Pokal zu gewinnen. FI

Plaudernde

Auf der Website des Paléo-Festivals begegnete uns diese Frage: «Würde der Schwatzmarkt nicht eingedämmt, wenn die Tickets ausschliesslich am Schalter verkauft würden, weil man da persönlich hingehen muss?» Wir glauben, dass nein, denn beim Onlineticketkauf von zu Hause aus nehmen höchstens die Selbstgespräche zu. FI

Unpraktische

«Für die Lehrerin Summer Ayub hat die Mauer ganz praktische Konsequenzen», stand in der WOZ im Artikel «Eingeklemmt zwischen Mauer und Grenze» über die sogenannte Saumzone im Westjordanland, was Leser S. zur Frage veranlasste, ob das nicht eher schlimme oder traurige Konsequenzen seien. Praktisch im Sinn von gäbig ist die Situation ganz sicher nicht, konkret aber schon. FI

Lernschwache

«Man darf ja aus Fehlern lernen», soll gemäss NZZ der Migrationsforscher Thomas Straubhaar gesagt haben. Ja, heutzutage darf man das, selbst an der Uni. Auf irgendwas müssen die «alternative facts» ja fussen. FI

Urs-Urbane

Unter dem Titel «In Bern ist wieder der Bär los» fand sich in der «Basler Zeitung» der Untertitel: «Erste Sichtung des Wappentiers in der Hauptstadt seit 1823». Gemeint war aber nicht ein Einwohner des Bärengrabens, sondern das Auftauchen eines Bären in der ländlichen Gemeinde Eriz bei Thun. Das ist halt die Weltsicht in Basel-Stadt: Nur Stadtkantone sind gute Kantone. FI

Auslegende

«Timea Bacsinszky trifft auf die Französin Mladenovic. Die Partie fand bisher an der Grenze zur Legalität statt», schrieb der «Tages-Anzeiger» in seinem Liveticker zur besagten Tennispartei in Paris und meinte damit, dass die Wind- und Wetterverhältnisse irregulär waren. Ein hübsches Beispiel, dass Legalität eben immer dehnbar ist. FI

Multitaskende

«Beim Detailhändler scannen sie zunehmend ihre Einkäufe selber ein. Dass sie ihre Autos selber tanken, ist normal. Das Bahnбилет wird am Handy oder am Automaten gelöst. Bei der Swiss checken über 80 Prozent der in Zürich abfliegenden Passagier online ein», berichtete die «NZZ am Sonntag» unter dem Titel «Was alles müssen wir auch noch selber machen». Wir finden es zwar auch mühsam, alles selber zu müssen, aber hier wäre eine Form von Autokorrektur ganz gut gewesen. Oder noch mal durchlesen. FI

woznews@woz.ch

REKLAME



Ich abonniere die WOZ

inklusive «Le Monde diplomatique» (Monatszeitung)

- Probe-Abo (8 Wochen), Fr. 25.– Halbjahres-Abo, Fr. 155.–
 Jahres-Abo, Fr. 265.–
 Jahres-Abo zum Ausbildungstarif, Fr. 160.– (Nachweis beilegen)

Name / Vorname _____

Strasse / Nr. _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Senden an: WOZ Die Wochenzeitung, Abo-Service, Postfach, 8031 Zürich

IN DER NÄCHSTEN WOZ

Alle feiern fünfzig Jahre «Sgt. Pepper» ...

Welches Geburtstagsalbum wir hingegen abfeiern, verraten wir erst nächste Woche. Seien Sie bis dahin auf der Hut vor der Karmapolizei!